Thomé

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— M. 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping)
16. Maximiliansplatz 16.

2. Auflage.

Das Strumpfband.

Skizzen und Erzählungen

aus dem

Pariser Leben

von

Charles Thomé.

Leipzig 1893.

Verlag von C. F. Müller.

Vorwort.

„Skizzen aus den Gerichtssälen" — hätte ich nachstehende Geschichten überschreiben können, wenn das nicht gar zu trivial klänge. „Was kann aus den Gerichtssälen Gutes kommen?" — denkt so mancher Leser, der natürlich nicht weiß, daß gerade vor den Schranken des Gerichtshofes sich das zeitgenössische Leben am Getreuesten widerspiegelt.

Wenn die Stoffe, die ich in den folgenden Blättern behandelt habe, nicht gerade zu denen gehören, die in Lesebüchern für höhere Töchteranstalten gemeinhin eine zweckdienliche Verwendung finden, so ist dies nicht meine Schuld. Die guten Thaten der Menschen, ihre Tugenden und Vorzüge werden an Gerichtsstelle selten oder gar nicht erörtert — der Fall, daß eine treue Ehegattin, ein aufopferungsfähiger Feuerwehrmann oder ein zuverlässiger Bankkassierer in anderer Eigenschaft als der von Zeugen bei Gericht erscheinen, dürfte kaum jemals vorkommen.

Der Chronikschreiber des Gerichtssaales aber, — d. h. der Autor, der die Akten der Staatsanwaltschaft nach interessanten Lebensläufen durchstöbert — stößt da mitunter

auf Figuren und Typen, deren Geschichte zwar eines brenzlichen Beigeschmackes nicht entbehrt, dennoch aber schätzenswerthe Beiträge liefert zur Beurtheilung der modernen sozialen Verhältnisse.

Die hier niedergeschriebenen Skizzen tragen die Signatur der Zeit, in der wir leben. Sie sind „fin de siècle" — aber sie sind wahr. Gottselige ältere Damen, welche mit Vorliebe Wupperthaler Traktätchen und „Erbauungsschriften" lesen, werden hoffentlich mein Büchlein nicht kaufen. Dafür ist durch den Titel schon gesorgt, welcher, wenn auch in höchst diskreter Weise, an den Punkt erinnert, aus dem — nach Ansicht Sr. Excellenz, des Großherzoglich Weimarischen Staatsministers Herrn v. Goethe — der Weiber „ewig' Weh' und Ach" zu kurieren ist.

Der Titel, welcher auffällig erscheinen könnte, ist übrigens nur eine Umschreibung eines altdeutschen Sprichwortes, welches mit derber Gradheit und pausbäckigem Schalkshumor die menschliche Natur und ihre Schwächen kennzeichnet, indem es sagt:

„Bis zum Knie sind wir Alle Menschen, aber über'm Knie fängt's Luder an."

Folglich auch über'm Strumpfband.

Paris, im April 1891.

Der Verfasser.

Inhalt.

I.

Enfin seuls!

„Enfin seuls!“ sagte der Bankier Herr Moulinard aus Amiens, als er am Tage seiner Hochzeit des Abends spät im Hôtel de Rome in der Rue Montmartre zu Paris mit seiner jugendlichen Gattin abgestiegen war. „Endlich allein!“ hauchte die junge Frau, als der Kellner sich entfernt und ihr Gatte die Thür des Schlafzimmers hinter demselben verschlossen hatte. Und während sie diese Worte sprach, umarmte sie den Gatten, welchem sie aus Liebe zum Altar gefolgt war, und gab ihm unzählige Küsse, welche Herr Moulinard als reeller Bankier mit Zins- und Zinseszins zurückgab.

Die Liebhaber einer gepfefferten Lektüre werden nunmehr den Mund spitzen und sich einbilden, daß der Verfasser ruchlos genug ist, ihnen haarklein Alles zu erzählen, was sich innerhalb der nächsten Minuten und Stunden dort oben in dem traulich durchwärmten Hotelzimmer zwischen dem neuvermählten Paare abspielte. Die Herrschaften haben jedoch die Rechnung ohne das Geheimniß gemacht, welches ein Journalist von nobler Denkweise stets auf's Strengste zu wahren pflegt, wenn er beim besten Willen von der

Welt nichts zu verrathen weiß. Die zeitgenössische Berichterstattung hat sicher einen hohen Grad der Ausbildung und Vollendung erreicht, trotzdem giebt es noch immer Dinge zwischen Himmel und Erde, die sich ihrer Kenntniß entziehen. Zu diesen unkontrolirbaren Dingen gehören leider auch diejenigen Vorgänge, welche sich zwischen neuvermählten Gatten am Abend ihres Vermählungstages auf der Hochzeitsreise abspielen, sobald das Licht in ihrem Schlafgemach erloschen ist .....

Es war Nachts drei Uhr. Herr Moulinard erwachte. Er verspürte einen unangenehmen Druck im Magen und sah mit unheimlicher Geschwindigkeit den Moment herankommen, wo er sich — auf kurze Zeit wenigstens — würde trennen müssen von dem Liebsten, was er auf Erden hatte. Dieses Liebste lag neben ihm und schlief. Der neugebackene Gatte war nicht rücksichtslos genug, die Gattin zu wecken. Auch würde es für ihn eine Demüthigung gewesen sein, dem geliebten Wesen eingestehen zu müssen, daß er auch nur ein schwacher Mensch sei und nicht umhin könne, jenes stille Gemach aufzusuchen, auf das selbst der Chef der Firma Baring Brothers zur Zeit ihrer höchsten Blüthe seinen Prokuristen nicht an seiner Statt schicken konnte.

Nothdürftig bekleidet verließ Herr Moulinard, sich auf den Fußspitzen davonschleichend, das Zimmer. Einige Minuten später wurde die Thür von außen geöffnet und ein Mann trat ein, in dem ein scharfes Auge, wenn es sich an die Dunkelheit erst einigermaßen gewöhnt gehabt hätte, einen ziemlich korpulenten Herrn von exotischem Aussehen erkannt haben würde. Don José Fernandez (so hieß der Mann) war ein reicher mexikanischer Plantagenbesitzer und zu seinem Vergnügen nach Paris gekommen. Auch er hatte mitten in

der Nacht ein menschliches Rühren verspürt und war soeben von dorten zurückgekehrt, wohin es Herrn Moulinard mit unwiderstehlicher Elementargewalt gezogen. Draußen auf dem Korridor hatte er im Vorbeigehen diesen leicht gestreift. Aergerlich vor sich hinbrummend tastete sich Don José Fernandez in dem Zimmer zurecht. Bei dem Bette angelangt, schlug er die Decke zurück und legte sich hinein. Doch welche Ueberraschung ward dem erstaunten Manne zu Theil! Ein Paar weiche Arme umschlangen ihn und mit verführerischem Wohllaut stahlen sich in sein Ohr die Worte: „Je vous aime!“ (Ich liebe Dich.)

Es gehört durchaus nicht zu den angenehmen Aufgaben eines Journalisten, daß ich hier über das perfide Verhalten des Sennor José Fernandez meine Mißbilligung aussprechen muß. Hätte der Mexikaner in dem Bette eine Wichsbürste oder ein Reibeisen vorgefunden, so würde er seinem Aerger lauten Ausdruck verliehen haben; so aber hielt er es für gerathener, Nichts zu sagen, sondern sich die Zärtlichkeiten, auf welche er kein Anrecht hatte, nicht nur stillschweigend gefallen zu lassen, sondern dieselben sogar zu erwidern.

Was dann weiter geschah, wird der Leser errathen, wenn er erfährt, daß sich der Bankier Herr Moulinard aus Amiens später wegen Körperverletzung, begangen im Hôtel de Rome an dem Plantagenbesitzer Fernandez zu verantworten hatte. Er hatte die zweifelhafte Genugthuung, von dem Gerichtshofe freigesprochen zu werden.

II.

Die Hörner des Herrn Licheux.

Alter schützt vor Thorheit nicht. Besonders das Alter ihres Gatten vermag niemals eine junge und hübsche Frau vor Thorheiten zu bewahren. Der Fall Licheux beweist dies.

Herr Licheux ist ein würdiger Herr mit blöden Augen und kahlem Scheitel. Der Umstand, daß seine Beine stark gekrümmt sind und daß seine Nase eine angenehme röthliche Färbung zeigt, vermag leider einen feingebildeten Geschmack mit den sonstigen körperlichen Eigenschaften des braven Mannes nicht ganz auszusöhnen.

Herr Licheux ist Kanzleibeamter beim Pariser Magistrat. Er schreibt eine hübsche Handschrift, was ihm seine Vorgesetzten als besonderes Verdienst anrechnen. Seine Handschrift und seine junge 18jährige Frau — das sind die beiden rühmlichsten Beamteneigenschaften des alten Herrn.

Natürlich kann es auf die Dauer kein Geheimniß bleiben, wenn Jemand eine schöne Handschrift und eine schöne Frau hat. Da Licheux in seiner freien Zeit schriftliche Arbeiten jeder Art anfertigte, kamen häufig allerlei flotte junge Herren, insbesondere Schriftsteller, Dichter und Gelehrte mit ihren Manuskripten zu ihm, damit er dieselben

kopire. Vater Licheux that dies von Herzen gern, verdiente er doch Geld damit. Daß irgend einer der jungen Herren sich's früher oder später würde einfallen lassen, an seiner Frau Gefallen zu finden oder gar derselben gewisse Anträge zu machen, das war zwar vorauszusehen, aber zu fürchten brauchte Vater Licheux eine solche Eventualität keineswegs. Wenigstens war er selbst der Meinung, daß Frau Helene ihm niemals untreu werden könne, hatte sie ihn doch aus Dankbarkeit dafür geheirathet, daß er ihrer verstorbenen Mutter, welche lange Jahre hindurch krank gewesen war, einige hundert Franks geliehen und dieselben niemals zurück bekommen hatte. . . .

Trotz dieses festen Vertrauens aber müssen dennoch Dinge geschehen sein, welche die Zuversicht des alten Herrn erschütterten. Derselbe erschien vor dem Zivilgericht, um einen Ehescheidungstermin gegen seine Gattin wahrzunehmen. Als Zeuge war ein junger Theaterdichter Namens Henry Voray geladen. Papa Licheux behauptete, daß er eines Abends dazu gekommen sei, wie in einer dunklen Straße in seiner Nachbarschaft der Schriftsteller seine Gattin umarmt und geküßt habe. Eine solche Intimität zwischen zwei Personen verschiedenen Geschlechts gebe allerhand Muthmaßungen Raum, die ihm in seiner vierfachen Eigenschaft als Mann, Gatte, Magistratsbeamter und Kopist unangenehm seien. Er beantrage daher die Scheidung.

Auf die Frage des vorsitzenden Richters, ob er seine Frau an dem fraglichen Abend genau erkannt habe, giebt Licheux zur Antwort, daß dies zwar nicht der Fall wäre, daß er trotzdem aber an der Identität der von dem Schriftsteller geküßten Dame mit seiner Frau nicht den geringsten Zweifel hege. Die Figur seiner Frau habe er wenigstens

ganz genau erkannt, wenn er auch ihr Gesicht nicht habe sehen können.

Madame Licheux, ein allerliebstes Stückchen Pariser Erbsünde, bestreitet ganz entschieden, daß sie sich in der angedeuteten oder in gar noch schlimmerer Weise gegen ihren Gatten vergangen habe. Sie will an dem fraglichen Abend zu Hause gewesen sein, was Licheux ja auch werde zugeben müssen, da er sie unmittelbar nach jenem vermeintlichen Zusammentreffen zu Hause an ihrem Kochheerd angetroffen habe. Licheux räumt dies ein, behauptet aber, daß seine Frau, als er nach Hause kam, sehr erregt gewesen sei.

Der Zeuge Henri Boray gesteht zu, Frau Licheux zu kennen. Er schätze die Dame sehr hoch — setzte er hinzu. Auf Befragen des Präsidenten theilt er mit, daß Madame Licheux des Oeftern in seine Wohnung gekommen sei, um ihm die von ihrem Gatten angefertigten Abschriften seiner unsterblichen Werke zu überbringen.

Der Richter konnte sich's hier nicht versagen, Herrn Licheux darauf aufmerksam zu machen, daß es doch zum Mindesten unvorsichtig sei, wenn ein Mann in seinen Jahren seine jugendliche Frau zu jungen Herren in deren Wohnung schicke. Der Kläger wendet kleinlaut ein, er habe sich dabei nichts gedacht, weil er unmöglich hätte annehmen können, daß eine Frau, welche einem ernsten und gesetzten, auch allgemein geachteten Manne angehöre (Herr Licheux warf sich hier in die Brust), sich mit solch' einem Windbeutel abgeben würde. Seit er jedoch mit seinen leiblichen Augen gesehen — — —

Zeuge Boray: „Ihre Augen taugen ja nichts. Sie sind halb blind. Ich will's Ihnen beweisen. (Zieht ein umfangreiches Manuskript aus der Tasche.) Sehen Sie,

hier in der zweiten Szene des ersten Aktes hatte ich geschrieben: „Leo geht mit seinem Vater links ab", und Sie, was machen Sie daraus? (Entrüstet) Sie schreiben: „Leo geht mit seinem Kater links ab." (Große Heiterkeit im Auditorium.) Solcher Fehler haben Sie Dutzende gemacht. Ich schreibe in der vierten Szene des dritten Aktes: „In Schmerzen und Thränen verbrachte ich die Nacht", und Sie kopiren: „In Scherzen und Gähnen."

Diesem überzeugenden Beweis gegenüber mußte Herr Licheux zugeben, daß er sehr kurzsichtig sei. Er wurde kostenpflichtig mit seiner Klage abgewiesen und trägt seither den ihm verliehenen Kopfschmuck mit stiller Resignation.

III.

Die Königin der Mode.

Der berühmte Fabeldichter Lafontaine schildert in einer seiner Fabeln zwei verschiedene Sorten von „Glücksjägern". Während der eine unermüdlich auf den Beinen, während er von Morgens früh bis Abends spät thätig ist, um das Glück zu erjagen, bleibt der andere ruhig in seinem Bette liegen und denkt: „Wenn das Glück etwas Besonderes mit mir vor hat, mag es zu mir kommen." Und der brave Mann hat nicht ganz Unrecht. Dame Fortuna ist eben unberechenbar, und der Fall, daß Jemand im Bett sein Glück gemacht hat, ist schon öfter dagewesen.

Von Fräulein Manon Theuriet, einer Pariser Schönen, behauptet sogar die Polizei in einer amtlichen Auskunftsnote, sie habe den reellen Besitz eines Vermögens von nahezu 500 000 Frcs. dem Umstande zu verdanken, daß sie ebenfalls das Glück im Bette erwartete. Das betreffende Bett stand natürlich in einem lauschigen Alkoven, der sich an ein mit raffinirtem Luxus ausgestattetes Boudoir anschloß.

Doch alles dies gehört der Vergangenheit an. Fräulein Manon hat nämlich eine Vergangenheit und zwar eine

ziemlich bewegte. Seit ihrem fünfundvierzigsten Lebensjahre hat sie sich jedoch von den Aufregungen ihres galanten Berufes zurückgezogen. Sie hegte eben, wie so viele Andere, den berechtigten Wunsch, nach jahrelanger mühevoller Arbeit den Nachmittag und den Abend ihres Lebens in beschaulicher Ruhe zu genießen. Zu diesem Behufe erstand sie draußen in der Vorstadt St. Mandé ein niedliches, epheuumranktes Landhäuschen, in welchem sie das Frühjahr und den Sommer verlebte, während sie den Winter in der Stadt zubrachte.

Horaz hat das Landleben sehr verlockend geschildert. Das konnte er als römischer Großstädter und Dichter ungestraft thun; damals war es nämlich Mode, für das Landleben zu schwärmen, nachdem man sich an der verfeinerten Civilisation der Städte den Magen gründlich verdorben hatte. Dem Einfluß des alten Horaz ist es wohl auch zuzuschreiben, daß heute noch zahlreiche Städter eine gänzlich unmotivirte Vorliebe für das Landleben hegen, welche gerade so lange vorhält, bis sie die ersten sechs Wochen in ländlicher Abgeschiedenheit zugebracht haben. Die Schwärmerei legt sich dann naturgemäß von selbst, und wenn auch hinterher Niemand behaupten wird, der Aufenthalt auf dem Lande sei langweilig, so wird doch jeder Großstädter froh sein, wenn der herkömmliche Sommeraufenthalt überstanden ist und er wieder im Leben und Treiben der Großstadt untertauchen kann.

Auch Manon Theuriet langweilte sich in ihrem Landhäuschen. Da Müßiggang von jeher aller Laster Anfang gewesen, ergab sich die Dame dem Trunke. Gemeinen Branntwein trank sie freilich nicht, aber feine Liqueure und die schweren Weine, welche das gesegnete Weinland Medoc und die Kunst der modernen Chemiker ihr lieferten.

Schon in der Bibel steht geschrieben, daß der Wein des Menschen Herz erfreut. Er regt aber auch den Geist an und bringt einen mitunter auf merkwürdige Einfälle. Solch ein Einfall war es beispielsweise, als Fräulein Theuriet sich eines Tages, nachdem sie der Flasche tüchtig zugesprochen, einbildete, sie sei berufen, fortan im Reiche der Mode als Königin zu herrschen, und hätte deshalb die Verpflichtung, die neue Damenmode für das kommende Jahr zu erfinden.

Eine neue Mode zu erfinden ist aber in Anbetracht dessen, was auf diesem Gebiete schon Alles früher erfunden worden, keineswegs eine leichte Sache. Wenn irgendwo, so gilt hier das Wort, daß jeder große und schöne Gedanke schon einmal gedacht worden ist. Und dennoch gestattet die Tyrannin Mode keine Plagiate — wenigstens denjenigen nicht, welche auf den Thron einer Königin in ihrem Reich Anspruch erheben.

Fräulein Manon sann und sann. Dabei vergaß sie natürlich das Trinken nicht. Es denkt sich besser, der Verstand wird geschmeidiger und die Phantasie bekommt Flügel unter der Einwirkung eines guten Trunkes. Dem armen Fräulein ging die Phantasie sogar durch, so übermüthig wurde sie mit einem Male.

Am Nachmittag desselben Tages zwischen vier und fünf Uhr wurde den Anwohnern der Avenue St. Mandé ein merkwürdiges Schauspiel geboten. Die Thür des Hauses Nr. 21 ging auf und heraus trat eine stattliche Dame von imposanter, üppiger Figur. Bekleidet war dieselbe mit einem koketten Capothütchen von meergrünem Sammet. Das war Alles.

Natürlich gab es einen Auflauf. Die neue Tracht war noch nicht in den Modejournalen beschrieben worden

und erregte deshalb Anstoß. Besonders bei den Frauen. Aeltere und jüngere Herren, welche zufällig des Wegs kamen, waren nicht ganz so empört über den sonderbaren Anblick.

Fräulein Manon Theuriet hatte sich später wegen öffentlicher Verletzung der Schamhaftigkeit vor dem Zuchtpolizeigericht zu verantworten. Sie wurde unter Annahme mildernder Umstände zu 5000 Francs Geldstrafe verurtheilt, die noch am selben Tage Graf X., ein bekanntes Mitglied der Pariser Lebewelt, bei der Gerichtskasse im Namen der Verurtheilten hinterlegte.

Wie verlautet, hat die dankbare Manon seither ihrem vornehmen Gönner zu Liebe schon öfter jenes kleidsame Kostüm angelegt, welches ihr die erwähnte Anklage eingetragen. Doch war sie vorsichtig genug, es nur innerhalb ihrer vier Pfähle zu thun, wo bekanntlich die Polizei nichts dreinzureden hat.

IV.

Opfer der Liebe.

Die Wittwe Bochinger, eine üppige, aber noch immer sehr appetitlich aussehende elsässische Schöne, machte eines [Ta]ges in einem Tanzlokal am Boulevard Clichy die Bekanntschaft des Schriftsetzers Emil Vittoz. Dieser tanzte mehrere Tänze hintereinander mit ihr und bezahlte ihr drei „bock“. Als die Intimität soweit gediehen war, machte Vittoz der feschen Blondine einen zierlich gesetzten Liebesantrag, welcher ohne alles Zögern angenommen wurde.

Setzerliebe reitet schnell. Spät in der Nacht verließ unser Liebespaar das Tanzlokal am Boulevard Clichy und Emil Vittoz konnte natürlich nicht umhin, der Dame seines Herzens das Geleite zu geben. Er nahm einen Fiaker und fuhr mit nach ihrer Wohnung in der Rue du Parc Royal.

Natürlich begnügte Vittoz als vorsichtiger und gewissenhafter Mann sich nicht damit, die Geliebte bis vor das Haus gebracht zu haben. Es ist der Fall in der Großstadt schon häufiger da gewesen, daß Einbrecher, Diebe und Mörder sich nächtlicher Weile in ein Haus geschlichen und dortselbst allerlei Unfug verübt haben. Wie nun, wenn gerade heute

Nacht solch' ein Unhold der hübschen Wittib auf der Treppe auflauern, oder wenn gar ein verwegener Strolch, dem Nichts mehr heilig, unter ihrem Bette auf der Lauer liegen würde?

Man muß zugeben, daß Herr Vittoz unter solchen Umständen verpflichtet war, die Dame seines Herzens bis hinauf in ihre Wohnung, ja selbst bis in ihr Schlafzimmer zu begleiten, um sich durch den Augenschein davon zu überzeugen, daß ihr keinerlei Gefahr drohe. Wenn er außerdem noch ein Uebriges that, indem er bewußtes Schlafzimmer vor neun Uhr des nächsten Morgens nicht wieder verließ, so mag dies als Beweis eines besonders stark ausgeprägten Pflichtgefühls gelten.

Das Weitere ergab sich nach dieser ersten Nacht, in der Madame Bochinger den Herrn Vittoz von seiner aufopferndsten Seite hatte kennen lernen, ganz von selbst. Die Beiden wurden ein Paar, zwar nicht vor dem Standesbeamten, und auch nicht vor dem Altare, sondern lediglich vor Gott, devant Dieu, wie die Franzosen sagen, um solche etwas sehr wilden „Verhältnisse" wenigstens einigermaßen zu legalisiren.

Und sie lebten sehr glücklich zusammen, Emil Vittoz und seine uneheliche Gemahlin — glücklich, bis die letztere gelegentlich eines Ausfluges, den sie in Gesellschaft Emils und einiger seiner Freunde nebst den dazu gehörigen Familien nach dem Bois de Vincennes unternahmen, einen Landsmann kennen lernte.

Im Gehölz angelangt, machte es sich die lustige Gesellschaft auf dem schwellenden Rasen bequem. Man aß und trank zunächst, dann wurde ein Blindekuhspiel entrirt, welchem später ein Pfänderspiel mit unzählig vielen Küssen

folgte. Das Pfänderspiel wurde wiederum durch ein flottes Tanzvergnügen abgelöst, zu dem ein Schneidergeselle der erlauchten Gesellschaft auf einer Mundharmonika aufspielte. Erst spät am Abend, als die Sonne schon längst untergegangen war, kehrte man nach der Stadt zurück. Die Herren zündeten die mitgebrachten Lampions an, banden sie an ihre Stöcke, reichten dann Jeder einer Dame den Arm und heimwärts ging's unter heiteren Gesängen und übermüthigen Scherzen.

Madame Bochinger hatte als Begleiter nicht ihren Emil, sondern einen ihr völlig fremden Mann, einen Tischler Namens Hahn erhalten. Joseph Hahn stammte ebenfalls aus dem Elsaß. Er war ein wortkarger Mann, der für gewöhnlich still seines Weges ging, heute Abend aber thaute er förmlich auf. Er unterhielt sich vortrefflich mit seiner Landsmännin und noch ehe sie an der Place du Thrône angelangt waren, hatte er ihr das Geständniß seiner Liebe ins Ohr geflüstert. Madame Bochinger hatte als vorsichtige Frau nicht „ja“ und auch nicht „nein“ gesagt, sie hatte die Entscheidung hinausgeschoben. Ein Reserveliebhaber ist auf alle Fälle gut, man weiß nie, wie der Mensch in Verlegenheit kommen kann.

Von da ab sprach Joseph Hahn, der Tischler, häufiger des Abends in der Behausung der Madame Bochinger und des Herrn Vittoz vor. Er freundete sich an Letzteren an, und dieser sah in seinen Besuchen nichts Anstößiges. Manchmal traf es sich natürlich auch, daß Hahn bei seinen abendlichen Besuchen den Schriftsetzer nicht zu Hause fand. Dies war besonders dann der Fall, wenn Vittoz, welcher in der Setzerei einer Zeitung stand, Nachtarbeit hatte. Dann mußte natürlich der gute Hahn mit der Gesellschaft der

Madame Bochinger vorlieb nehmen. Da, wie bereits erwähnt, diese Dame ein ganz niedliches Stückchen Erbsünde war, fügte sich Hahn gern ins Unvermeidliche. Er that noch mehr. Er gewann diesem trauten Beisammensein zu Zweien bald Geschmack ab und kam schließlich mit Vorliebe an solchen Abenden, an denen Vittoz in der Druckerei zu thun hatte.

Vittoz natürlich merkte hiervon nichts. Er hatte auch keine Ahnung von dem, was zwischen Frau Bochinger und seinem Freunde während seiner Abwesenheit geschah. Vielleicht hätte er es übel genommen.

Falls der geneigte Leser glauben sollte, ich würde ihm verrathen, in welcher Weise Joseph Hahn und Madame Bochinger sich bei ihren Zusammenkünften die Zeit vertrieben, so befindet er sich auf dem Holzwege. Ich gehöre zu denjenigen Berichterstattern, die noch etwas Standesehre im Leibe haben und die zarten Geheimnisse Anderer nicht unnütz der müßigen Neugier des Publikums preisgeben. Doch glaube ich es mit meiner Berufspflicht vereinbaren zu können, wenn ich hier andeute, daß die beiden Leutchen, wenn sie allein waren, sich die Zeit nicht gerade mit Rosenkranzbeten vertrieben.

Mit welcher Berechtigung Joseph Hahn sich in den Kopf setzte, daß Frau Bochinger und er ein Paar werden müßten, weiß ich nicht. Die Thatsache, daß er sich mit solchen Gedanken trug, steht fest. Ebenso ist es genugsam festgestellt, daß Madame Bochinger von einer Verheirathung nichts wissen wollte. Vielleicht hatte sie Recht. Jetzt hatte sie zwei Männer, während sie deren nach ihrer Verheirathung nur noch einen gehabt haben würde. Kein Geschäftsmann arbeitet gerne mit Verlust. Uebrigens brachte Vittoz als

gut bezahlter Schriftsetzer ein hübsches Stück Geld nach Hause, während der Tischler Hahn weit weniger verdiente. Also auch nach dieser Seite hin wäre ihre Vermählung mit Hahn ein schlechtes Geschäft gewesen.

Madame Bochinger mußte schließlich mit Hahn brechen, da derselbe mit Gewalt auf der Verheirathung bestand. Und nun wird die Geschichte tragisch. Hahn gerieth in große Wuth und da sein Verstand nie besonders fest gefügt gewesen, brach er ganz zusammen — der Mann wurde verrückt. In seiner Verrücktheit und in seiner Eifersucht ward er zum Verbrecher. Da er die Frau, die er liebte, nicht besitzen konnte, sollte sie auch kein Anderer besitzen. Er erschien eines Morgens bei Frau Bochinger, fiel, ohne auch nur ein einziges Wort zu sprechen, über sie her und versetzte ihr mit einem frisch geschliffenen Stemmeisen mehrere Stiche in den Hals, so daß sie schwer verwundet niedersank. Alsdann ließ er sich willig verhaften.

Da im Laufe der Untersuchung Bedenken an der Zurechnungsfähigkeit Hahn's aufgetaucht waren, wurde er gerichtsärztlich untersucht. Auf Grund des ärztlichen Attestes sprachen die Pariser Geschworenen das Unschuldig aus. Hahn wurde in einer Irrenanstalt untergebracht. Aber auch der Schriftsetzer Vittoz fiel seiner Liebe zum Opfer. Madame Bochinger brannte ihm eines Tages durch, nachdem sie ein Sparkassenbuch hatte mitgehen heißen. Vittoz ergab sich aus Verzweiflung dem Trunke und schwärmt seither unter allen Witwen nur noch für die Veuve Cliquot, der er jedoch den Vorwurf macht, daß sie größere Anforderungen an sein Portemonaie stelle, als es Madame Bochinger jemals gethan.

V.

Divorçons!

Sie wollte und er wollte. Das genügt in der Regel, um zwei Leutchen zusammen zu bringen, falls nicht ein widerborstiger Vater oder sonst ein Umstandskrämer oder gar ein Possendichter, der seine fünf Akte voll machen muß, ihren Plänen entgegensteht. Um aber ein Pärchen auseinander zu bringen, dazu ist der beiderseitige gute Wille noch lange nicht ausreichend. Der Gesetzgeber (den wir uns als einen gar würdigen alten Herrn mit grauem Bart, steifen Vatermördern, altmodischem Rock und goldener Brille vorzustellen haben) ist nämlich, wie die meisten alten Herren, entsetzlich moralisch. Im Interresse der guten Sitten hat er die Ehescheidung, deren sich Frankreich erst seit etwa einem Jahrzehnt erfreut, hinter allerlei erschwerenden Hindernissen verbarrikadirt, welche diejenigen, die sich aus der Hölle des Ehestandes in das verlorene Paradies der Ehelosigkeit zurück sehnen, erst nehmen müssen, bevor sie ihr Ziel erreichen. Dem sechzigjährigen Bankier H. und seiner allerliebsten Gemahlin Adele war es äußerst peinlich, daß sie erst eine Menge Termine und Umstände haben sollten, ehe sie auseinander kämen. Madame H. wünschte möglichst

bald geschieden zu werden, da sie schon längst einen Ersatzmann gefunden hatte, der bereit und opfermuthig genug war, in den Riß zu springen, den die Trennung von ihrem Gatten und ihren Lebensverhältnissen herbeiführen würde.

Eugen Roux war Maler und gehörte als solcher zu jenen talentvollen Kunstjüngern, denen man stets geneigt ist, eine große Zukunft zu prophezeihen. Bis vor Kurzem hatte er sich jedoch nicht gerade in glänzenden Verhältnissen befunden; er war arm und unbekannt und mußte sich durch Ertheilen von Zeichenunterricht den Lebensunterhalt verdienen. Herr H., der reiche Bankier, welcher sich ein wenig auf den Mäcen hinaus spielte, war im letzten Salon durch ein dort ausgestelltes Bild auf den jungen Maler aufmerksam geworden. Er hatte denselben in seinem Atelier aufgesucht, hatte Gefallen an ihm gefunden und ihn in sein Haus gezogen. Hier war Eugen Roux mit der jungen Frau bekannt und verhältnißmäßig rasch vertraut geworden. Madame H. äußerte dann den Wunsch, Zeichen- und Malunterricht zu nehmen, und ihr Gatte hatte nichts dagegen einzuwenden. Ihm war es lieb, daß seine Frau sich einer so harmlosen Beschäftigung zuwandte, sie hätte seines Erachtens Schlimmeres thun können, derweil er auf der Börse war. Natürlich wurde Eugen Roux die Rolle des Lehrers übertragen.

Und nun entspann sich natürlich die alte Geschichte, die in der „Gartenlaube“ und ähnlichen Familienblättern schon unzählige Male beschrieben worden ist und doch immer neu bleibt. Es spielte sich hinter dem Rücken des vertrauensseligen Ehemannes ein Hauslehrerroman ab, wie er im Buche steht. Nichts fehlte, nicht einmal der übliche Fehltritt, den sittenreine Darsteller so zartfühlend anzudeuten.

und zu umschreiben wissen, den jedoch der zeitgenössische Sittenschilderer einfach beim Namen nennt.

Wie es so zu gehen pflegt im Leben, der Gatte erfuhr von diesen heimlichen Beziehungen erst dann, als alle Welt sich darüber bereits die interessantesten Dinge in die Ohren raunte. Er machte natürlich eine Szene — das gehört nun einmal zu der ihm zugewiesenen Rolle, und jeder rechtschaffene Ehemann würde sich entehrt fühlen, wenn er in dem gleichen Falle auf diese Szene verzichten müßte. Madame H. fiel in Ohnmacht, und Eugen Roux wurde von dem stämmigen Hausdiener Baptist höchsteigenhändig an die frische Luft befördert.

Soweit war Alles ganz programmgemäß verlaufen. Fehlte also nur noch das herkömmliche Duell. Gegen dieses Erforderniß des Ehrenkodex der besseren Gesellschaft hegte jedoch der Bankier eine berechtigte Abneigung. Er hatte nie auf der Mensur gestanden und war außerdem der Ansicht, daß es höchst unvorsichtig sein würde, einem so jungen unerfahrenen Manne, als welchen er den Maler nun einmal betrachtete, eine geladene Pistole in die Hand zu geben und sich der Mündung dieser Pistole gegenüber zu stellen. Wie leicht hätte er einer umherfliegenden Pistolenkugel im Wege stehen können — und das wolle er nicht.

Aus diesem Grunde setzte er sich, nachdem sein erster Zorn verraucht war, am andern Tage mit seiner Gattin gründlich auseinander. Er trug ihr die Ehescheidung an und versprach noch obendrein eine nennenswerthe Abfindung zu zahlen, falls sie ihren Liebhaber zur Verzichtleistung auf das unvermeidlich erscheinende Duell bewegen würde. Madame H. war damit einverstanden. Sie besuchte eine Stunde später den Geliebten in seinem Atelier und war

überrascht, ihn bei so guter Laune anzutreffen. Eugen Roux hatte eine Erbschaft gemacht, eine sehr bedeutende Erbschaft. Es wäre ihm unter solchen Umständen peinlich gewesen, sein junges Leben in einem Duell auf's Spiel zu setzen. Gleichwohl that er anfangs, als ob unter allen Umständen Blut fließen müsse. Das imponirte der jungen Frau gewaltig — Frauen lieben immer heldenhafte und energische Männer, besonders, wenn der eigene Gatte nichts weniger als ein Held ist. Durch vieles Zureden, Bitten, Flehen und Weinen, sowie durch das Aufgebot anderer kleiner Kunstgriffe, über die eine Frau in kritischen Momenten ja immer verfügt, gelang es ihr endlich, den anfangs so harten Sinn des stolzen Mannes zu erweichen. Eugen gab nach und verabredete mit der Geliebten, daß er sie heirathen wolle, sobald die Scheidung vollzogen sein würde. Um den Scheidungsprozeß zu beschleunigen, sollte Madame H. gleich bei ihm bleiben. Das geschah denn auch. Frau H. schickte ihrem Gatten einen Brief, in welchem sie ihn von dem Erfolg ihrer Intervention, sowie von ihrem Entschlusse, das eheliche Domizil zu verlassen, in Kenntniß setzte.

Nun begann der Ehescheidungsprozeß. Derselbe schien sich jedoch aus irgend welchen formalen Gründen in die Länge ziehen zu wollen, als Herr H., des langen Wartens endlich müde, nachdem er sich bei seinem Rechtsbeistand Rathes erholt, zu einem etwas drastischen Beschleunigungsmittel griff. Er begab sich zum Polizeibureau seines Bezirkes und forderte den Kommissar auf, ihn nach der Rue St Honoré zu begleiten, damit er das „flagrant délit" feststellen könne. Die Konstatirung des „flagranten Deliktes" nennen nämlich die schönrednerischen Franzosen die auf Grund des Augenscheins erfolgte amtliche Protokoll-

aufnahme über jenen im Liebesleben manchmal vorkommenden Austausch von Zärtlichkeiten, der dem hintergangenen Ehemann in der Regel keinen Zweifel an der Schuld seiner Frau mehr übrig läßt. Das Mittel ist einfach und durchschlagend, wenn man seiner Sache sicher ist.

Als der Bankier mit dem Polizeikommissar und noch einigen Beamten des Abends nach 10 Uhr an der Wohnung des Malers klingelten, fragte von innen die Stimme des Dieners, wer draußen sei. „Im Namen des Gesetzes, öffnen Sie!" — sprach der Kommissar und die Thür that sich auf. Die drei Männer drangen ohne viele Umstände in die Wohnung ein und zwar begaben sie sich zunächst in eins der Seitenzimmer, aus dem ihnen durch die Thürritze Licht entgegenstrahlte. Hier trafen sie die interessante junge Frau, welche ein reizendes Negligé trug, und ihren Liebhaber bei einer Partie Schach. Madame H. erhob sich, trat mit verführerischem Lächeln an den Beamten heran und sagte in dem verbindlichsten Tone von der Welt:

„Ich weiß, weshalb Sie kommen, mein Herr! Leider kommen Sie zu früh, ich bedauere sehr, daß Sie sich umsonst bemüht haben — indeß . . . . "

Schon wollten sich die drei Männer empfehlen, als Madame H., der inzwischen ein guter Einfall gekommen war, ihnen sagte:

„Einmal muß es ja doch sein. Es ist besser so — für uns Alle. Bitte, kommen sie in einer halben Stunde wieder."

Sie kamen wieder. Und was sie sahen, genügte zur Ehescheidung. Eugen Roux und Adele sind heute ein „glückliches Paar". Der Bankier aber hat sich eine „Freundin" zugelegt, der er unlängst ein prächtiges Gespann schenkte.

VI.

Ehe-Wehe!



Der Fuhrmann und Steinklopfer Joseph Hourdou in Lormaison (Oise-Departement) ist niemals ein Muster guter Lebensführung gewesen. Im Gegentheil: das ihm von der Polizeibehörde seines Heimathsortes ausgestellte Leumundsattest lautet außerordentlich ungünstig. Danach laborirt Joseph Hourdou schon seit langen Jahren an einer übermäßigen Verehrung spirituöser Getränke — eine beklagenswerthe Leidenschaft, die seine moralische und geistige Entwickelung in der verhängnißvollsten Weise beeinflußte. Joseph Hourdou wird in ziemlich glaubhafter Weise als ein Mann geschildert, dem das Schlimmste zuzutrauen ist. Zum Jähzorn geneigt und gewalthätig im höchsten Grade, schreckt er, besonders im Zustande der Trunkenheit, vor keinem Verbrechen zurück.

Und trotzdem war dieser Mann den Regungen der Liebe nicht ganz unzugänglich. Freilich nicht jener Liebe, welche schon in platonischer Verehrung des geliebten Wesens ihre Befriedigung findet — nein, so war Joseph Hourdous Neigung nicht beschaffen. Er war ein wildes Thier, eine vollendete Bestie in seiner Art. Joseph Hourdou ging auf's

Ganze. Bei ihm nahm die Liebe die wenig poetische Form eines ungezügelten Geschlechtstriebes an. Das Weib, dem seine Neigung galt, war seine Sklavin; die Ergänzung seiner „Liebe“ bildeten die Hiebe, durch die er ihr seine zärtlichen Gefühle fast täglich verdolmetschte.

Im weiten Bereich des Liebeslebens gibt es eben keine feststehenden Regeln. Der eine besingt seine Donna in schwungvollen lyrischen Versen, der Andere hält sich, in völliger Verzichtleistung auf die eingebildeten Seligkeiten, mit welchen die Phantasie des Dichters das Liebeswerben hold verklärt, mehr an die materielle Seite der zwischen Mann und Weib obwaltenden Beziehungen, die in Folge dessen bei ihm sich auf den rein sinnlichen Verkehr beschränken — und Joseph Hourdou war ein Epikuräer besonderer Art: er prügelte, wie gesagt, das Weib seiner Wahl.

Das Weib war aber auch danach. Es hieß Elise Bourgeois und war eine alternde 43jährige Wittwe, die in siebenjährigem Ehekrieg es glücklich fertig gebracht hatte, ihren ersten Mann in die Grube zu ärgern. Ihr zweiter „Mann“ war eben Joseph Hourdou. Das heißt: sie wohnten zusammen, aßen aus einem Napfe — wenn Hourdou auf der Chaussee mit Steinklopfen beschäftigt war und sie ihm das Mittagessen brachte — und tranken aus einer Flasche, und tiefe Züge thaten sie zuweilen daraus.

Trotz der rührenden Harmonie, die in dieser Hinsicht zwischen den Beiden herrschte, kam es eines Tages in der gemeinsamen Behausung zu schlimmen Auftritten. Hourdou kam des Abends ziemlich spät mit zwei Männern nach Hause, welche ihm tagsüber beim Steineklopfen zu helfen, bei ihm ihre Mahlzeiten einzunehmen und in der Scheune zu nächtigen pflegten.

Zu Hause angekommen, versetzte Hourdou seiner Maitresse zunächst als Begrüßung ein paar gediegene Ohrfeigen. Er ging offenbar von dem Grundsatze aus, daß man die Weiber etwas stramm „herannehmen" müsse, wenn ein gedeihliches Nebeneinanderleben ermöglicht werden solle. Vielleicht wollte er sich aber auch nur eine gesunde Motion verschaffen, was vor der Mahlzeit ja sehr appetiterregend sein soll. Leider war jedoch Mutter Elise heute durchaus nicht in einer Verfassung, die es ihr ermöglicht hätte, die geheimen Absichten ihres Galans zu würdigen. Sie war mörderisch betrunken und fiel, als sie die zweite Begrüßungstachtel weg hatte, der Länge nach zur Erde. Als Joseph Hourdou von ihr verlangte, daß sie ihm und seinen Kameraden eine vernünftige soupe au choux (Kohlsuppe) bereite, fing sie kläglich an zu heulen und mit den Beinen zu strampeln. Zwischendurch schimpfte sie wacker drauf los über die Rohheit des Mannes, der sie, eine höchst achtbare Dame aus dem Mittelstande, in dieser unwürdigen Weise behandele. Das brauche sie sich nicht gefallen zu lassen — zeterte sie — lieber ziehe sie zum Nachbar Trompette, dem reichsten Bauer des Dorfes, der sei heute erst bei ihr gewesen und habe gar viel schön mit ihr gethan. Ja, der Nachbar Trompette, das sei ein feiner Mann und den habe sie auch recht gerne, weil er ihr immer etwas Gutes zu trinken mitbringe.

Der alte Bauer Trompette war aber just derjenige Mensch im Dorfe, den Joseph Hourdou am allerwenigsten ausstehen konnte. Blinde Wuth erfaßte ihn bei der Nennung dieses Namens. Schon längst hatte er das Bestehen „unlauterer Beziehungen" zwischen Trompette und seiner Elise geahnt, und nun erhielt er hierfür aus dem Munde des

betrunkenen Weibes eine vollgültige Bestätigung. Nicht im Stande, seine Leidenschaften zu zügeln, ergriff er den langstieligen Hammer, mit dem er die Pflastersteine an der Landstraße zu verkleinern pflegte, und begann aus Leibeskräften auf Elise Bourgeois, die inzwischen sich von der Erde erhoben hatte, einzuhauen. Seine Freunde verließen schleunigst die Wohnung und suchten, ohne ein Abendbrot genossen zu haben, ihre Lagerstätte in der Scheune auf. Dort hörten sie erst laute, gellende Schreie, die von der Küche her zu ihnen drangen; dann wurden die Schreie leiser und leiser, bis sie schließlich von einem dumpfen Röcheln abgelöst wurden, das bald erstarb. Elise Bourgeois war todt — das war für keinen der Männer zweifelhaft.

Am andern Tage war Joseph Hourdou verschwunden. Er wurde jedoch wenige Tage später verhaftet. Vor dem Schwurgerichtshof, vor welchem er sich später wegen Todtschlags zu verantworten hatte, verlegte er sich auf's Leugnen. Die Geschworenen bejahten indeß die Schuldfrage, und der Angeklagte wurde zu 8 Jahren Zuchthaus verurtheilt. Er ist erst vierzig Jahre alt und wird aller Voraussicht nach, wenn er das Zuchthaus verläßt, von Neuem unter den Töchtern des Landes Umschau halten und wiederum einen eigenen Hausstand begründen, in dem „Liebe" und „Hiebe" sich trefflich auf einander reimen.

VII.

Studentenliebe.

Er hieß Edouard Lebrun und sie Antoinette Gringoire. Sie liebten einander, und das war die Hauptsache. Um den Anforderungen der Liebe nach jeder Seite hin gerecht werden zu können, hatten sie gemeinschaftlich eine Wohnung in der Rue Mouffetard gemiethet. Der Umstand, daß diese Wohnung sich im lateinischen Viertel befand, legt die Vermuthung nahe, daß Edouard Lebrun Student war.

In der That, so war es; er hatte sich als Mediziner immatrikuliren lassen. Ob er fleißig studirte, das entzieht sich unserer Beurtheilung, dagegen galt es in studentischen Kreisen als erwiesene Thatsache, daß Edouard Lebrun ein beneidenswerther Mensch sei. Antoinette Gringoire war nämlich eine sehr schöne junge Dame. Ihr Wuchs war zierlich, das feine durchgeistigte Gesichtchen mit den Schelmengrübchen in Kinn und Wangen übte einen eigenartigen Reiz auf den Beschauer aus, und dieser Reiz wurde noch verstärkt durch die großen dunkelblauen Augen, welche das von einer reichen Fülle schwarzer Locken umrahmte Antlitz ganz besonders pikant machten.

Sittenstrenge Leser und moralisch taktfeste Damen in reiferen Jahren werden ihre verehrlichen Nasen rümpfen, und dem Berichterstatter den Vorwurf machen, daß er mit einer gewissen Vorliebe bei der Schilderung eines Pärchens verweile, dessen gegenseitige Beziehungen „unmoralische“ waren. Mit der Bezeichnung „unmoralisch“ sind diese Herrschaften gleich bei der Hand — doch das kann einen pflichtreuen Sittenschilderer an seiner Berufspflicht nicht irre machen. Uebrigens möge hier ausdrücklich konstatirt werden, daß von allen denen, die Edouard Lebrun und Antoinette Gringoire näher kannten, Niemand an ihren beiderseitigen Beziehungen etwas auszusetzen fand. Man fand es im Gegentheil ganz natürlich, daß zwei junge Leute, die einander von Herzen gut waren, Leid und Freud gemeinsam trugen, kurz, daß sie lebten wie Mann und Frau, auch ohne die standesamtliche Genehmigung hierzu eingeholt zu haben. Die Welt ist eben schlecht und leichtsinnig, besonders im quartier latin, jenseits der Seine.

Vier Jahre hatten Edouard und Antoinette in inniger Liebe einander angehört, und diese vier Jahre waren wie im Fluge dahingegangen. Edouard hatte sein Doktorexamen bestanden und dachte nun daran, sich irgendwo in der Provinz als Arzt niederzulassen. Sobald er sich als solcher eine auskömmliche Existenz gegründet haben würde, wollte er Antoinette nachkommen lassen und sie heirathen. Diesen Plan unterbreitete er der Geliebten. Antoinette weinte sich zwar die Aeuglein roth, als sie vernahm, daß sie sich von Edouard trennen müsse, schließlich aber sah sie als vernünftiges Mädchen ein, daß dies eine Nothwendigkeit sei, der sie sich zu fügen habe.

Vierzehn Tage später reiste Edouard Lebrun nach Lille, allwo er sich als Arzt niederzulassen gedachte. Antoinette gab ihm das Geleite zur Bahn. Auf dem Bahnhof umarmte sie ihn, als das letzte Glockensignal gegeben wurde, noch einmal, flüsterte ihm die letzten zärtlichen Worte zu und blieb, nachdem der Geliebte das Coupee bestiegen hatte, auf dem Perron stehen, so lange der im Abfahren begriffene Zug sichtbar war. Edouard schaute zum Wagenfenster heraus und warf der Geliebten ungezählte Kußhände zu, während diese in einem fort mit dem Taschentuche winkte „Vergiß mein nicht — vergiß nicht mein!“ — klang es dem jungen Manne unausgesetzt in den Ohren, und er nahm sich fest vor, der Geliebten sein Wort zu halten.

Doch der Mensch denkt, und tausend Zufälle lenken. In Lille fiel es dem jungen Arzte keineswegs leicht, eine Praxis zu erlangen. Und da zu jener Zeit sein Vater, ein Kaufmann in Toulon, schwere geschäftliche Verluste erlitt, die es ihm unmöglich machten, den Sohn fernerhin zu unterstützen, gerieth dieser in eine ziemlich bedrängte Lage. Der Inhalt der Briefe, welche er damals an Antoinette schrieb, klang nichts weniger als zuversichtlich — im Gegentheil: tiefe Niedergeschlagenheit und Muthlosigkeit sprachen aus ihnen. Einmal machte er sogar ziemlich unverblümte Anspielungen darauf, daß es ihm wohl unmöglich sein würde, sein Wort einzulösen und Antoinette zu heirathen. Mit wendender Post schrieb Antoinette, daß sie ihn aller Verpflichtungen entbinde, da sie seinem Glück nicht hindernd im Wege stehen wolle. Das hatte Edouard nicht gerade erwartet, aber er fühlte sich doch erleichtert, obwohl er ein Gefühl des Schmerzes nicht ganz zu unterdrücken vermochte.

Einige Monate später war Dr. Edouard Lebrun „glücklicher Bräutigam“. Er hatte sich mit der Tochter eines reichen Fabrikanten, einem ebenso schönen, als gebildeten Mädchen, verlobt. Manon Berthier liebte ihren Bräutigam, dessen ganzes Wesen einen tiefen Eindruck auf sie gemacht hatte. Und — wer vermöchte jemals die Räthsel des Menschenherzens zu ergründen? — Dr. Lebrun liebte seine Braut wieder. An Antoinette dachte er kaum noch; die Erinnerung an seine Beziehungen zu dem einfachen Kinde aus dem Volke verblaßte immer mehr in seinem Gedächtniß. Er betrachtete das frühere Verhältniß bereits als eine „Jugendeselei“. Dafür war er aber auch im besten Begriffe, ein berühmter und gesuchter Arzt zu werden. Seine Verlobung mit der Tochter des hochangesehenen Fabrikanten hatte einen Mann aus ihm gemacht, um dessen ärztlichen Beistand sich die Patienten förmlich zu reißen begannen.

Die Hochzeitsreise führte das neuvermählte Ehepaar nach Paris. Man stieg im Hotel du Louvre ab. Am ersten Tage ihres Pariser Aufenthaltes führte Dr. Lebrun seine Gattin in die verschiedenen Museen. Als sie des Abends spät in's Hotel zurückkehrten, suchten sie alsbald ihre Gemächer auf, da sie müde waren. Eine halbe Stunde später klopfte es an der Thür. Dr. Lebrun, der eben im Begriffe war, seiner Gattin eine stürmische Liebeserklärung zu machen, fragte geärgert, was denn los sei. „Es ist Jemand hier, der den Herrn Doktor dringend zu sprechen wünscht,“ gab der Kellner zur Antwort. „Ich kann jetzt nicht kommen. Der Herr möge morgen früh wieder vorsprechen,“ erwiderte der Doktor. „Es ist kein Herr, sondern eine Dame.“ „Ich kann sie heute nicht mehr sprechen, sie mag wiederkommen.“

Sie kam in der That wieder und zwar gleich am nächsten Morgen um acht Uhr. Sie kam aber nicht allein, sondern in Begleitung einer stattlichen Reitgerte, mit der sie dem Doktor mehrere Schläge in's Gesicht versetzte, so daß er gestreift aussah, wie ein Zebra

Später hatte sich Antoinette Gringoire wegen Körperverletzung mittelst hinterlistigen Ueberfalls vor Gericht zu verantworten. Sie erzählte den Richtern ihre Geschichte und wurde, da sie im Zustande leidenschaftlicher Erregtheit gehandelt hatte, zu 200 Francs Geldstrafe verurtheilt. Dr. Lebrun war nicht zum Termin erschienen; er hatte keine Zeit gehabt, da er als berühmter Arzt seine zahlreichen Patienten nicht hatte im Stiche lassen dürfen.

VIII.

Pariser Vollblut.

Marie Chaboud, ein echtes Pariser Kind, war im Alter von 17 Jahren bereits eine voll erblühte Schönheit. Da die Schönheit des Weibes eine sehr begehrte Waare ist, konnte es der kleinen Marie nicht an Verehrern fehlen, die bereit waren, ihr für den Nießbrauch ihrer Reize denjenigen Preis zu zahlen, den sie verlangte. Anfangs war die jugendliche Schöne nicht gerade anspruchsvoll. Sie war aus ärmlichen Verhältnissen hervorgegangen und fühlte sich schon glücklich, als ein junger Lieutenant, der über einen bescheidenen Zuschuß von zu Hause verfügte, sie mit nach Lyon nahm und ihr dort denjenigen Platz einräumte, der seinem Herzen am nächsten war.

Marie liebte den jungen Krieger in ihrer Weise, bis sie eines Tages zu der Erkenntniß gelangte, daß sie ihre Gunst viel vortheilhafter an den Mann bringen könne. Von Stunde ab war es um ihre Liebe geschehen; die Erkenntniß ist bekanntlich schon im Paradies durch die Sünde des Weibes erkauft worden.

Natürlich wandte sich Marie Chaboud, nachdem sie den Entschluß gefaßt hatte, die Galanterie als Lebensberuf

zu erwählen, nach Paris, allwo die reichen Lüstlinge für Frauengunst — selbst für gebrauchte — die höchsten Preise zahlen. Zum Zweck ihres besseren Fortkommens nannte sie sich von da ab Gräfin Chabannes. Nun konnte es ihr nicht mehr fehlen; sie fand gut zahlende Abnehmer für ihre Küsse, Liebesbetheuerungen und sonstige kleine Handreichungen, und binnen Jahresfrist besaß sie zwei Hotels, das eine in der Rue de Rivoli, das andere in der Avenue Daumesnil. Dort lebte sie herrlich und in Freuden, machte ein großes Haus, vergeudete Alles, was ihre Verehrer ihr schenkten, und kontrahirte eine gewaltige Schuldenlast. Welcher Geschäftsmann hätte nicht mit Freuden einer Gräfin Chabannes und noch dazu einer so liebreizenden Gräfin, die Einen so leutselig anzulachen verstand, Kredit in jeder beliebigen Höhe eingeräumt?

Das ging so lange gut, bis schließlich doch einige Gläubiger ungeduldig und, da sie dann noch immer kein baares Geld zu sehen bekamen, mißtrauisch wurden. Nunmehr hielt es die Gräfin Chabannes für gerathen, von der Bildfläche zu verschwinden. Um der Gefahr einer Entdeckung vorzubeugen, legte sie den adeligen Namen ab, der ihr so hübsch zu Gesicht stand, und nannte sich fortan wieder Marie Chaboud. Da es den Behörden nicht gelang, die so plötzlich abhanden gekommene Gräfin zur Stelle zu schaffen, wurde sie von dem Pariser Zuchtpolizeigericht wegen zahlreicher betrügerischer Handlungen in contumaciam zu einem Jahr Gefängniß verurtheilt.

Der Umstand, daß es ihr gelungen war, den Gerichten eine Nase zu drehen, machte die unternehmende Schöne verwegen. Wie um sich über die blinde Dame Justitia

lustig zu machen, erschien Marie Chaboud eines Tages auf dem Bureau der Staatsanwaltschaft, um dortselbst einen Strafantrag wegen Betrugs gegen sich selbst, das heißt gegen ihr zweites Ich, die Gräfin Chabannes, zu stellen.

Der staatsanwaltliche Funktionär, welcher die Strafanzeige zu Protokoll nahm, theilte der niedlichen Klägerin bei dieser Gelegenheit im Vertrauen mit, daß die Justiz der flüchtigen Gräfin auf der Spur sei und schon in Bälde die Hand auf dieselbe zu legen gedenke. In einem geordneten Staatswesen entgehe einer hochwohllöblichen Behörde nichts, setzte der junge Mann mit wichtigthuerischer Miene hinzu, und, während er dies sagte, zupfte er krampfhaft an dem aufkeimenden Schnurrbart und kokettirte ein wenig mit der interessanten Brünette, welche die Koketterie mit freundlichem Lächeln als einen ihrer Schönheit geschuldeten Tribut hinnahm.

Obwohl Marie Chaboud keine Veranlassung hatte, den französischen Behörden ein Uebermaß von Intelligenz zuzutrauen, hielt sie es dennoch für gerathen, Paris zu verlassen. Sie wandte sich nach Spanien, wo sie sich auf's Neue der Ausübung ihres galanten Berufes widmete und zwar mit solchem Erfolge, daß sie der Anerkennung eines sehr „hohen Herrn“ theilhaftig wurde, der indeß später starb. Die „Gräfin“ verließ nunmehr das Land der Kastanien, der edlen Hidalgos und der Stierkämpfe und wandte sich wieder nach Paris, da sie zu der Ueberzeugung gelangt war, daß sie doch nur dort in der großen, leichtsinnigen, dem Lebensgenuß zugewandten Stadt volle Befriedigung finden könne.

In der französischen Metropole machte sie die Bekanntschaft eines Grafen, der sich von ihrer Liebenswürdigkeit und ihren Kourtisanenkniffen so sehr bethören ließ, daß er sie zu seiner legitimen Gattin machte. Indeß die Liebe und das eheliche Glück waren nur von kurzer Dauer. Sieben Monate später gingen die beiden Gatten aus einander; die Gräfin hatte von ihrem Gemahl eine hübsche Abfindungssumme erhalten. Der Herr Graf begab sich auf eins seiner Güter, während Madame la Comtesse ein Billet nach Lyon, ihrer Heimathstadt, löste. Dort lebte sie auf großem Fuß, sündigte viel und liebte noch mehr. Daneben machte sie Schulden, so lange man ihr Kredit einräumte.

Doch nichts ist von Bestand hienieden. Auch die gleißende Herrlichkeit der schönen Gräfin nahm ein jähes Ende, dank der Dickköpfigkeit eines Lyoner Seidenhändlers, der ihr für 50 000 Francs Waare auf Kredit gegeben hatte und sich nun endlich auf Vertröstungen nicht mehr einlassen wollte. Der schnöde Geschäftsmann erstattete die Betrugsanzeige gegen die schöne „Gräfin“, und als der Untersuchungsrichter die Akten prüfte, stellte es sich heraus, daß die Verhaftete und die „Gräfin“ Chabannes, welche schon seit Jahren steckbrieflich verfolgt wurde, eine und dieselbe Person waren. Natürlich wurde nunmehr gegen die hocharistokratische Dame ein Haftbefehl erlassen. Der Fall erregte ein nicht geringes Aufsehen in der französischen Presse. Seitdem ist jedoch nicht mehr davon die Rede gewesen. Gerüchtweise verlautet, die Gräfin sei, nachdem von Spanien aus ihre sämmtlichen Schulden beglichen worden, wieder aus der Haft entlassen, unter der Bedingung jedoch, daß sie fortan Frankreich meide. Auch soll ihr von der

Regierung eines befreundeten Landes ein „Ruhegehalt“ ausgesetzt worden sein in Anerkennung der „Verdienste“, die sie sich vormals um eine gewisse Person erworben — sowie als Schmerzensgeld dafür, daß sie sich von den zärtlichen Liebesbriefen des theuern Verblichenen zu trennen entschloß.

IX.

Durch's Schlüsselloch.

Herr Jules Poivrier ist Maler. Zwar gehört er nicht zu den Berühmtheiten des Tages, dennoch aber hält ihn seine Frau für das größte Genie unter allen zeitgenössischen Künstlern. Madame Poivrier, mit dem Vornamen Celestine geheißen, ist eine geborene Malon und überdies sehr eifersüchtig. Da sie ihrem Gatten ein beträchtliches Vermögen in die Ehe gebracht hat, hält sie sich für berechtigt, weitgehende Forderungen an dessen eheliche Treue zu stellen. Jules Poivrier ließ es natürlich an Versicherungen seiner Liebe und Treue im Verkehr mit der Gattin nicht fehlen; dennoch aber war die Letztere nach dieser Richtung hin nicht ganz beruhigt. Wenn ihr Mann noch zu Hause gearbeitet hätte, so daß sie zu jeder Zeit ihn hätte kontroliren können! So aber lag sein Atelier am Boulevard Arago, hoch oben in der sechsten Etage eines der dortigen Neubauten. In den Ateliers der Herren Maler aber — das hatte sie sich von einer Freundin sagen lassen — gehen mitunter merkwürdige Dinge vor, Dinge, an die eine wohlerzogene Frau nicht denken kann, ohne zu erröthen. Die Modelle sollen so gefährlich sein — diese schlimmen

Modelle, von denen die Maler behaupten, daß sie ihrer nur wegen der Inspiration bedürfen, und daß sie für dieselben kein anderes Interesse hegen, als für eine schöne Zeichenvorlage. Trau' einer den Männern! Madame Poivrier war nicht so dumm, es zu thun.

Eines Tages wollte sie von ihrem Jules wissen, was er jetzt male. Meister Jules ist aber auch nicht dumm, er merkte sofort, wohin die Frage zielte, und gab zur Antwort, daß er eine Mondlandschaft unter dem Pinsel habe. Es handle sich um eine Reiseerinnerung, welche er aus der Schweiz mitgebracht und die einen so nachhaltigen Eindruck auf ihn gemacht habe, daß er sie malen müsse, obwohl die Landschaft eigentlich nicht sein Genre sei. Frau Celestine biß sich auf die Lippen und schwieg.

Einige Tage später stieg des Vormittags gegen 10 Uhr eine leichtverhüllte Dame von zierlichem Wuchs mit elastischen Schritten die sechs Treppen zu dem Atelier Jules Poivrier's hinan. Oben angelangt, machte sie vor der Ateliertһür Halt, um zunächst etwas Athem zu schöpfen. Alsdann bückte sie sich und — fast schämt sich der Berichterstatter, es niederzuschreiben — spähte durch das Schlüsselloch. Von draußen fiel die Sonne auf das Glasdach, welches das Atelier überzog, so daß die neugierige Beobachterin Alles sehen konnte, was drinnen vorging. Und es muß ein merkwürdiger Anblick gewesen sein, der sich der Dame bot. Wie von einem elektrischen Schlag getroffen, fuhr sie zurück, Leichenblässe überzog ihr Antlitz, jedoch nur, um im nächsten Moment einer jähen Röthe Platz zu machen. Fester schloß sich die Rechte um den Griff des eleganten Sonnenschirms, die Linke riß die Thür auf, welche schon im nächsten Augenblick von innen

wieder geschlossen wurde. Was dann in dem Maleratelier geschah, darüber können wir zunächst nur Vermuthungen hegen, mit denen ich jedoch den Leser nicht behelligen will. Nur soviel sei der Wahrheit gemäß an dieser Stelle mitgetheilt, daß drinnen offenbar eine sehr erregte Scene stattfand, in deren Verlauf sehr laut gesprochen und sogar geschrieen wurde.

Einige Minuten später wurde die Thür von innen aufgerissen und auf dem Korridor erschien, einen Pack Kleidungsstücke auf dem Arm, ein schönes, junges Mädchen von üppigem Wuchs, dessen aufgelöstes, lang herabwallendes Loreleyhaar nicht im Stande war, jene Reize ganz zu verhüllen, die der kunstverständige Maler an seinem Modell besonders hoch schätzen mußte. Der Leser wird die hier nur andeutungsweise geschilderten Vorgänge am besten verstehen, wenn er erfährt, daß Jules Poivrier, den seine eifersüchtige Gattin zu ungelegener Zeit im Atelier überraschte, damals eine Ledagruppe auf der Staffelei hatte, und daß er, als Celestine durch's Schlüsselloch blickte, just damit beschäftigt war, seinem Modell, einer hübschen Elsässerin, einige Anleitungen zu geben, welche geeignet waren, ihr wenigstens einen annähernden Begriff von dem beizubringen, was der kunstverständige Beurtheiler in Bezug auf den im Gesicht sich spiegelnden Ausdruck übersinnlicher Verzücktheit von einer Dame verlangt, die der hohen Ehre gewürdigt wird, bei dem klassischen Zwillingspaar Kastor und Pollux Mutterdienste zu verrichten.

Im Gerichtssaal, wo so manche intime Herzens- und Schmerzensgeschichte der profanen Neugier des Publikums preisgegeben wird, erfuhr ich die vorstehend geschilderte interessante Geschichte. Fräulein Fanny Birkmayer, das

Modell, hatte gegen Madame Celestine Poivrier die Klage wegen Körperverletzung anhängig gemacht. Madame Poivrier, welche unter Assistenz ihres Gatten vor Gericht erschienen war, bekannte sich schuldig und wurde unter Annahme mildernder Umstände zu 100 Frcs. Geldstrafe verurtheilt. Beim Verlassen des Gerichtsgebäudes mußte Jules ihr versprechen, daß er jetzt definitiv zur Landschaftsmalerei übertreten werde. Der arme Jules!